Das Leid der Schönheit.

(Roman von A. Noel.)

(5. Fortsetzung.)

Wenn er ein armes Mädchen seiner Aufmerksamkeit wert halten sollte, so mußte sie sich durch irgendeine Besonderheit auszeichnen. Agnes war eine Schönheit, zu der konnte man sich wohl herablassen. Die Gusti hingegen mochte so ein nettes Benehmen haben und ihm sympathisch sein, wie sie wollte, nichts an ihr rechtfertigte einen Anspruch auf die Hand eines Traumichels.

Karl Traumichel hatte im Leben noch kein schlechtes Geschäft gemacht. Wenn er was gab, wollte er vollen Gegenwert dafür erhalten. Alle seine Bekannten würden die Augen aufreißen, wenn er mit der Agnes Bärengruber irgendwo antrat ... Wie neulich der Machanek: „Sapperlot! Der Traumichel hat einen Geschmack!"

Wenn er dagegen mit einer Gusti ankam, riß niemand die Augen auf. Und da er die Schönen haben konnte, würde er doch kein solcher Hornochs sein und die nehmen, die nicht schön war.

Es stand schon lange bei ihm fest: wenn er heiratete, dann nur eine schöne Frau, denn er schaffte sich bloß Exquisites an: Möbel vom Hoflieferanten, Dienstboten, die in Herrschaftshäusern gedient hatten, Brillanten vom reinsten Wasser und eine Frau, wert, daß ihr Bild in der K. K. Gemäldesammlung hing.

Als er gegangen war, blieb Papa Bärengruber in einer etwas zwiespältigen Stimmung zurück. Er sprach gern möglichst vorteilhaft von allen Menschen, hob mit Vorliebe ihre guten Seiten hervor, denn er konnte das übliche „Ausreden" nicht leiden. So mußte er denn auch gestehen, daß Herr Traumichel gar kein so übler Mensch sei. Nur zum Schwiegersohn wünsche er sich ihn gerade nicht.

Das war schon genug, um seine Frau in Harnisch zu bringen. Sie fuhr auf, warf ihm vor, daß er im Leben nichts für seine Töchter und überhaupt für seine Familie getan habe, seit dreißig Jahren der Firma Endenmoser u. Ko. um ein Spottgeld diene, statt ein bissel in die Höhe zu streben, wie andere Leute, und daß sie sich zeitlebens vor allen ihren Bekannten schämen müsse, die ein Leben führten wie der Herrgott in Frankreich, während sie aus den elenden Verhältnissen nie herauskomme. Und wenn nun eine Aussicht sei, daß wenigstens ihre Kinder es einmal besser haben könnten, dann stelle er sich so an.

In fünf Minuten war die Stimmung so unerquicklich, daß Vater und Sohn ihre Hüte nahmen und ins Kaffeehaus gingen, dem wohltätigen Zufluchtsorte der aus ihrem Heim Vertriebenen.

Bärengruber hatte es schon lange aufgegeben, seiner Frau Vernunft zu predigen, und obgleich eine Geldheirat durchaus nicht sein Ideal war, so faßte er doch den Entschluß, alles gehen zu lassen, wie es gehen wollte.

Seine Frau war nie im Leben zufrieden gewesen und wäre es wohl in keiner Lage, denn in jeder kann man auf andere blicken, die auf noch größerem Fuße leben. Wenn nun Agnes etwa ebenfalls ihr Leben in einer solchen Stimmung unbefriedigten Begehrens zubringen sollte, so war es besser, man ließ sie den reichen Mann nehmen.

Sein Sohn stimmte ihm darin zu, aber er mußte doch immer bedauernd an Christian denken, dessen Glücksträume so in nichts zerflossen.

Dieser kam, nachdem er absichtlich den ganzen Tag ferngeblieben, erst spät abends nach Haus. Martin lag schon im Bett und las beim Licht der auf dem Nachttisch stehenden Studierlampe in einer medizinischen Zeitschrift.

Die beiden jungen Leute sprachen absichtlich von nichts anderm als von einem neuen Mittel, das eben im Allgemeinen Krankenhause ausprobiert wurde, und bald verstummten sie ganz.

Während aber Christian sich entkleidete, sog er mehrmals die Luft ein, die einen süßen, erquickenden Duft mit sich brachte.

„Ich weiß nicht, da riecht es so gut. Sind denn Blumen in der Nähe?"

„Jawohl, Hyazinthen," ließ Martin fallen. „Drüben stehen sie".

„Ach so!" Die gewehnten zwei Worte waren ausdrucksvoll genug. Er konnte sich ja denken, von wem die Blumen stammten.

„Uebermorgen", sagte er nach einer Pause dumpf.

„Wenn du nur gut gewählt hast!" äußerte Martin besorgt. „Wie du mir das Kabinett schilderst, kommt es mir nicht sehr freundlich vor; und schau', wenn man in keiner heiteren Stimmung ist, soll gerade die Umgebung wohltuend sein".

Christian zuckte die Achseln.

„Meiner Börse entspricht es; und es ist ja nur für kurze Zeit".

„Bis zum Fünfzehnten konntest du noch hierbleiben."

„Nein; wenn schon, denn schon. Je schneller der Ruck, desto besser. Ich wollt', sie wär' schon verheiratet!" setzte er grimmig hinzu. „Dann ist die Krisis vorbei, und die Heilung kann beginnen."

Vorläufig war es nicht so weit. Während er am nächsten Tage seine Habseligkeiten packte, gingen ihm eintönig, quälend die Worte aus dem „Faust" im Kopfe herum:

„Entbehren sollst du, sollst entbehren;
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren bringt,
Den unser ganzes Leben lang
Uns heiser jede Stunde singt."

Jedem. Nicht ihm allein. Es ging anderen Sterblichen nicht besser. Er saß ja an der Quelle und hörte täglich im Spital jammervolle Geschichten genug.

Der Verzicht fiel ihm darum nicht leichter. Es war ihm ein unerträglicher Schmerz, sich von Agnes losreißen zu müssen, sich von ihr verstoßen zu fühlen. Wäre sie immer unempfindlich und kalt gegen ihn gewesen! Aber dem war nicht so. Nur aus Berechnung wandte sie sich von ihm. Das war der Stachel, der am tiefsten ging.

Die letzte Nacht, die er im Hause Bärengruber verbrachte, schenkte ihm keinen Schlaf. Schlaflos hatte er einstmals auch die erste zugebracht, vor freudiger Erregung.

Als er am Morgen aufstand, war er gefaßter.

Nun wohl, ihre Wege teilten sich: er ging der Arbeit, der Mühsal entgegen, sie dem Lebensgenuß. Mochte sie darin ihr Glück finden! Er wollte den Groll und die grimmige Entrüstung besiegen, die noch in ihm wüteten, und einen ruhigen, würdigen Abschied nehmen.

Zu diesem Zweck betrat er das Wohnzimmer. Er fand hier nur Gusti anwesend, die ihm mitteilte, daß Frau Bärengruber sich etwas unwohl fühle und daher noch nicht aufgestanden sei. Er als Arzt konnte ja recht wohl in das daneben befindliche Schlafzimmer treten, er hatte Frau Bärengruber schon mehr als einmal im Bette liegen gesehen. Doch zog er es vor, nicht hineinzugehen und sich ihr nur durch die Gusti empfehlen zu lassen.

„Die Agnes ruf' ich gleich!" sagte diese.

Dienstfertig rannte sie davon und ins Hofzimmer, um Agnes zum Abschied herbeizuholen, den sie sich gern erspart hätte. Nun die Schwester sie rief, konnte sie nicht anders, sie ging hinein.

Sehr blaß standen sie einander gegenüber.

Es war einer jener Vorfrühlingstage, an denen die Sonne wohl hell aufgegangen ist, aber immer wieder von Wolken verdunkelt wird, so daß Helle und Schatten wechseln.

Eben, als Agnes eintrat, verschwanden die durch die Sonne hervorgerufenen Lichtstreifen aus dem Zimmer und machten gleichmäßig gedämpften Licht Platz.

Beiden fiel es insgeheim auf, daß es dunkler wurde, als sie einander Lebewohl sagten.

„Ich geh' jetzt, Agnes", begann Christian mit einem langen Blick auf das Gesicht des jungen Mädchens.

„Sie reisen ja nicht in die weite Welt", bemühte sich Agnes zu scherzen. „Es braucht hoffentlich kein feierliches Abschiednehmen. Sie werden uns doch besuchen?"

„Nicht sehr häufig. Was sollt' ich hier tun?" murmelte er. „Leben Sie wohl, Agnes. Ich wünsch' Ihnen alles Glück. Jeder tät's nicht. Mancher geht her und schießt so ein Mädel tot".

„Möcht' wissen, warum!" empörte sich Agnes.

„Sie wissen's ohnehin", fiel er ein. „Na, lassen wir das. Ich sag' noch einmal: Werden Sie glücklich!"

Unwillig über den Vorwurf, den er doch nicht einmal recht ausgesprochen hatte, legte Agnes ihre Hand in seine ausgestreckte.

Er ergriff ihre kalten Finger, drückte sie, ohne einen Gegendruck zu verspüren, und ließ sie wieder los. Sein Blick hing an ihr. Trotzig steifte sie sich darauf, ihn auszuhalten, doch es fiel ihr schwer. Aeußerlich mochte sie sich unschuldig fühlen, denn bindende Worte waren zwischen ihnen nicht gewechselt worden, aber innerlich war's doch anders. Sie wußte bei sich, was sie für ihn gefühlt, und daß sie ihre Neigung von Stolz und Eigennutz hatte ersticken lassen.

Als Christian an diesem Vormittag nach den Dienststunden das Spital verließ, schlug er gedankenlos den Weg die Alserstraße hinauf ein, den er jeden Tag zu nehmen pflegte, und er hatte schon ein gutes Stück davon zurückgelegt, als ihm erst einfiel: „Ich wohne ja nicht mehr dort."

Es durchfuhr ihn wie ein Schlag, dann kehrte er um und kreuzte dem Spital gegenüber die Alserstraße, um sein in der Schlößlgasse gelegenes neues Heim aufzusuchen.

Diese neue Wohnung bestand aus einem Kabinett, in das man aus dem Vorzimmer seiner Wirtsleute durch einen gewundenen kleinen Gang gelangte. Dieser „separierte" Eingang verteuerte es ein wenig, aber er hatte sich nicht mehr wie in der Studentenzeit zu einem Zimmer verstehen können, in das man erst durch den Wohnraum oder die Küche der Wirte gelangen konnte.

Frostig und kühl empfing ihn das Zimmer, das schon lange durch kein Feuer erwärmt sein mochte, und nicht einmal die eben wieder aufgehende Sonne, die allerlei Glanzlichter auf Klinken und polierten Flächen weckte, ließ es ihm freundlicher erscheinen.

Möbliert war das Kabinett eher zu reichlich als zu spärlich, wie sonst solche Mieträume gewöhnlich. Außer Bett, Waschtisch, Schrank und Kommode und einem Schreibtisch am Fenster stand noch ein Sofa in der Mitte der Längswand, und ein Tisch davor hinderte den bequemen Verkehr zwischen Türe und Fenster. Auf dem Tisch lag eine tintenbekleckste Decke, deren Flecke ein gehäkeltes Deichen nicht verbarg.

Die Türe zu dem Zimmer seiner Vermieter war mit einem grünen Stoff überspannt, aber der hohe Schrank davor ließ doch noch einen Teil der Bespannung sehen. Eine solche verstellte Türe sieht immer sehr häßlich aus, und ein paar Oeldrucke an den Wänden machten auf Christian einen jämmerlichen Eindruck.

So war er nun doch nicht mehr gewohnt zu hausen; dennoch wußte er recht gut, es war nicht die neue, unschöne, nach Armut und Dürftigkeit riechende Umgebung, die ihn so niederdrückte, ihm allen Lebensmut auspreßte. Es war gewiß traurig, daß er noch nicht weiter hielt, daß sein Lebensweg noch immer nicht um eine Stufe emporführen wollte, da er doch die Kraft in sich spürte, die aufwärts trug, wenn sich nicht allzu große Hemmnisse entgegenstellten. Aber wäre er auch in ein Prunkgemach übergesiedelt, es stünde doch nicht besser um ihn.

Das Scheiden von Agnes allein war es, das ihm so zusetzte, ihm in diesem Augenblick auch den Beruf verleidete, an dem er sonst mit schwärmerischer Liebe hing.

Er hatte sich von einem liebgewordenen Traume trennen müssen, von einem Traume, der mit seinen innersten Lebensfasern verwachsen war und deshalb fühlte er sich, als ob es ihm ans Leben ginge, als ob nie wieder Arbeitsmut und Lebensfreude ihn aus den Tiefen emporheben könnten, in die der Schmerz ihn versenkt hatte.

Solange er vor ihr stand, war es ihm möglich gewesen, männliche Fassung zu bewahren. Sie konnte nicht ahnen, wie schwer es ihm fiel, nicht hinauszuschreien: „Stoß' mich nicht von dir, ich kann ohne dich nicht leben!"

Kraftlos blieb er auf dem Stuhle sitzen, auf den er sich bei seinem Eintritt niedergelassen hatte. Immer sah er ihre eisige Miene vor sich, doch er gewahrte auch das Unbehagen und das schlechte Gewissen, die sich dahinter versteckten. Sie war kein Wesen ohne Herz, nur irregeleitet. Ein kraftvoller Anruf hätte vielleicht noch in der letzten Minute die starre Rinde um ihr Herz gesprengt. Doch sein Mannesstolz gestattete ihm nicht mehr, anzuklopfen. Wenn sie jetzt nur auf ein Wort von ihm warten würde, um die Seine zu werden, er würde dieses Wort nie sprechen. Nie! Nie!

Er zürnte heute auch seinem Berufe. Was half es, zu wissen, daß man zu den Auserwählten gehörte, zu denen, die Arzt wurden, weil sie eben nichts anderes sein konnten? Bei der heutigen Ueberfüllung war es möglich, daß man trotz alledem keinen rechten Wirkungskreis fand. Und das war das Schlimmste: Kräfte haben, nach denen niemand verlangt.

Aber er durfte sich nicht so in seiner Entmutigung gehen lassen. So raffte er sich zusammen, öffnete seinen Koffer und machte sich daran, seine Habe in den Schrank zu räumen.

Dabei kam ihm fast sofort ein kleines Album in die Hand, noch aus der Heimat mitgebracht, worin sich die Bilder seiner Eltern befanden und auch ihr Bild, ein gar liebes Bild, auf dem sie ihn freundlich anzublicken schien. Er kämpfte mit dem Wunsche, das Album aufzuschlagen, besiegte ihn jedoch, um beim Anblick des geliebten Bildes nicht wieder schwach zu werden, und als es eben an die Türe klopfte, versteckte er mit einer instinktiven Regung das Album rasch wie einen Raub hinter der Wäsche, während er mit überflüssiger Entschiedenheit „Herein!" rief.

Auf seine Aufforderung trat seine Wirtin ein, eine Frau, deren Persönlichkeit ihm schon beim Mieten des Zimmers und heute früh beim Einzug befremdend aufgefallen war. Sie zählte vielleicht noch nicht dreißig Jahre und war schon mehr als gewöhnlich dick, aber von einer ungesunden, unappetitlichen Fülle. Ihre blutlose Hautfarbe spielte ins Graue und ebenso ihr Haar, auf dem es wie eine Staubschicht lag. Große, glotzende, blaßgraue Augen vervollständigten das Bild.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegslist.

Manöverhumoreske von Carl Tanera.

Es war ein heißer Tag gewesen. Besonders für die Xten Jäger. Jäger zu sein, hat freilich seine großen Vorzüge. Wenn man im schmucken grünen Rock zwischen den dunkelbraunen Kameraden der Infanterie oder den hellblauen der Dragoner in der Hauptstraße des Städtchens, in welchem die Brigade gerade einquartiert ist, umherwandelt, so fällt die außergewöhnliche Uniform doch ganz anders auf; man fühlt sich als etwas Besonderes, und man ist es auch. In einem Jägerbataillon steckt eben ein ganz eigener Geist. Das macht der ausgewählte gute Ersatz an Offizieren und Mannschaft, das macht der vielleicht strengere aber auch anregendere Dienst, und das machen zumeist die stolzen Kriegserinnerungen der Jäger. Dafür wird man auch hier und da besonders verwendet und z. B. im Manöver einer Kavallerie-Division zugeteilt. Das aber hat, wie man so sagt, den Teufel.

So waren heute die Xten Jäger kolossal angestrengt worden. Die braven Grünröcke liefen nämlich nur auf je zwei Beinen und sollten doch mit den vierfüßigen Dragonern und Husaren Schritt halten. Durfte man sich wundern, daß Offiziere und Mannschaften bei der Rast nach dem heutigen Korpsmanöver sehr ermüdet im Schatten eines kleinen Buchenwaldes lagen und still warteten, was ihnen nach der Kritik noch blühen werde. Bei den Herren der zweiten und dritten Kompagnie rasteten einige Leutnants der Xten Dragoner.

Deren Schwadron war beauftragt, mit den beiden Jägerkompagnien noch eine Vorpostenstellung zu beziehen und die gegnerische Stellung genau zu rekognoszieren. Dann erst durften diese Abteilungen den übrigen Truppen ins Quartier nachfolgen. Damit sollten die Manöver innerhalb der Korps enden. Der morgige Tag war als Sonntag ein allgemeiner Rasttag, und übermorgen hatten die Manöver eines Korps gegen das andere zu beginnen.

„Na, ich bin froh, daß der Rummel im allgemeinen heute vorbei ist. Die Scheinvorposten, welche wir noch beziehen müssen, werden uns nicht lange aufhalten, und dann beginnt für mich sozusagen ein Glanzabend, zu dem ich die Herren freundlichst einlade."

Eine besonders sympathische Stimme war es nicht, nämlich die des Freiherrn von Kastik, welcher soeben gesprochen hatte.

„Was haben Sie denn vor, Herr von Kastik?" fragte einer der Jägeroffiziere den Dragoner.

„Möchten das wohl wissen, Herr Kamerad?"

„Natürlich, wenn Sie uns dazu einladen."

„Richtig, richtig. Darin haben Sie recht. Gedenke nämlich mich heute Abend zu verloben."

„Was, Sie wollen sich verloben! Jetzt im Manöver!"

„Gewiß, habe das Bummelleben satt. Da ich ja Dank dem Bienenfleiß meines Herrn Papas gar nicht nach Geld und Gut zu fragen brauche, ließ ich die schönsten Mädchen, welche im vergangenen Winter unsere Bälle schmückten, vor meinem Inneren Revue passieren und sagte mir, die allerschönste ist gerade gut genug für mich. Daraufhin entschied ich mich für Agathe von Farrnheim, die Tochter des Gutsbesitzers von Farrnheim, wo heute unser Divisionsstab im Quartier liegt."

Seine Worte brachten große Bewegung in den Kreis der Offiziere. Sie kannten das schöne Mädchen wohl, und man wußte allgemein nur zu gut, daß der Vater verschuldet war, und Agathe die nötige Kaution zu einer Offizierehe nicht besaß. Daher regte sich in mancher Dragoner-Jägerleutnants-Brust ein gewisser Neid, denn eigentlich gönnte niemand dem blasierten Baron Kastik ein solches Glück. Allein was konnte man machen! Man zwang den Aerger nieder und beglückwünschte den Dragoner zwar nicht in sehr herzlicher, aber doch in formvoller Art.

Nur ein älterer Jägerleutnant sprach lange kein Wort. Er war totenbleich geworden und starrte mit einem Blick des wahrsten Entsetzens den Dragonerleutnant an. In der entstandenen Aufregung bemerkte aber niemand den Schrecken des Jägers, und bis sich die allgemeine Bewegung etwas legte, hatte sich Oberleutnant Woltar wieder vollständig in der Gewalt.

Mit ernster und ruhiger, aber in nichts auffälliger Stimme fragte er, als eine kleine Ruhepause eingetreten war: „Haben Sie denn das Jawort von Fräulein von Farrnheim erhalten, Herr Kamerad?"

„Direkt eigentlich nicht. Aber indirekt."

„Das klingt so sehr mysteriös, Herr von Kastik. Wäre es indiskret zu fragen, wie Sie das meinen?"

„Keineswegs, Herr Woltar. Ich habe eine Kriegslist angewendet, um mich möglichst gut bei dem stolzen und bis jetzt so unnahbaren Fräulein von Farrnheim einzuführen."

„Eine Kriegslist?"

„Ja, Herr Woltar. Sie wissen ja alle, daß dem alten Baron von Farrnheim die Wucherer drohten, ihn zu ruinieren. Nun habe ich ihm vor drei Wochen vorgeschlagen, sein Gut abzukaufen. Er ging darauf ein, als ich ihm einen unverhältnismäßigen hohen Preis bot. Nur erklärte ich ihm meine Absicht auf seine Tochter und bat ihn, in meinem Sinne bei ihr zu wirken. Er äußerte, er müsse behutsam sein, weil Fräulein Agathe einen selbständigen Charakter habe. Unterdessen tauschten wir die Kaufs- und Verkaufsdokumente aus, und gestern erhielt ich einen Brief des alten Barons, daß seine Tochter erklärt habe, sie sei einer Ehe mit einem Offizier durchaus nicht abgeneigt. Obwohl mein Name noch nicht genannt wurde, bin ich doch meiner Sache sicher. Fräulein Agathe weiß nämlich noch keine Silbe von dem Verkauf ihres väterlichen Gutes. Nun schrieb ich edm. Baron, daß ich heute Abend 6 Uhr in Farrnheim eintreffe. Dann erfährt das Fräulein, daß ich der neue Herr des Schlosses und Gutes bin. Sie wird erschrecken, weil sie sehr an ihrer Heimat hängt. Hierauf lege ich ihr Herz, Hand, Schloß, Gut und die paar Millionen, die Papa mir zu hinterlassen beliebte, zu Füßen, und wir feiern das Verlobungsfest. Das ist die Kriegslist."

„Also ein Ueberfall."

„Ja, wenn Sie es so nennen wollen. Aber ein Ueberfall, bei dem der Angreifer nicht raubt, sondern nur bringt und den Ueberfallenen sozusagen mit Glück überschüttet."

Der Jägeroffizier hatte schon eine scharfe Entgegnung auf der Zunge, als das Kommando „An die Gewehre" erschallte, und damit im Nu jede weitere Unterhaltung abgeschnitten war. Ebenso rief das Signal „Fertig zum Aufsitzen" die Dragoneroffiziere zu ihrer Schwadron.

Die für die Vorposten bestimmten Abteilungen mußten noch etwa eine Stunde marschieren. Man entfernte sich dadurch immer mehr von dem rückwärts liegenden Schloß und Dorf Farrnheim. Während des Marsches trat Leutnant Schort zu seinem mit gesenktem Kopf wie geistesabwesend dahinschreitenden Freund Woltar, hängte einfach seinen Arm in dem des Oberleutnants ein und begann: „Lieber Freund! Vor allem Kopf in die Höh! Zum Trübsalblasen hast Du keine Zeit. Wir müssen überlegen, was zu tun ist."

„Ich habe auch schon alles Mögliche bedacht. Wäre nicht das Kommando zum Aufbruch so plötzlich gekommen, so hätte ich dem arroganten Gecken eine solche Beleidigung an den Kopf geworfen, daß er mich hätte fordern müssen. Dann würde es meine Sorge gewesen sein, daß nur ein Bewerber um Agathens Hand übrig geblieben wäre."

„Jawohl, alter Hitzkopf! Und Du wärst dann auf ein Jahr in die Festung marschiert, hättest vielleicht Deinen Abschied nehmen müssen, denn bei der heutigen Strömung gegen das Duell wäre es in einem solchen Falle gar nicht undenkbar, und dann hättet Ihr Euch erst recht nicht gekriegt."

„Aber was soll ich denn machen?"

„Ich habe meinen Plan bereit. Aber gestehe mir zuerst offen: ist denn zwischen Euch Beiden alles in Ordnung?"

„Wie Du es nimmst. Wir sind als Kinder miteinander aufgewachsen, wir lieben einander eigentlich naturgemäß von jeher, und Agathe weiß, daß ich offiziell um sie erst anhalten wollte, wenn ich Hauptmann bin. Sie weiß auch genau, daß uns selbst dann noch viele Entbehrungen bevorstehen. Auch ihren Vater glaubte ich mit all' dem einverstanden, obwohl noch nie Direktes über diese meine und Agathens Absichten gesprochen wurde. Also formell gebunden ist sie nicht. Aber ich sah unsere Verbindung eigentlich als selbstverständlich an. Freilich, der alte Baron hat ganz freie Hand. Darum könnte ich es ihm nicht einmal so sehr verargen, wenn er nach dem reichen Gimpel langen wollte, wenn Agathe und ich uns nicht rühren."

„Gut, Woltar. Nun bin ich klar. Jetzt heißt es: Kriegslist gegen Kriegslist. Höre meinen Plan. Nach dem Aufstellen der Vorposten beichtest Du dem Hauptmann offen und ehrlich und bittest sofort um Urlaub für den Abend und den morgigen Tag. Dann radelst Du so schnell als möglich nach Farrnheim. Um 5 Uhr kannst Du dort sein. In zwei bis drei Stunden bist Du mit Deiner Agathe und dem Baron im Klaren. Rücksicht gibt es keine, hörst Du, Woltar! Keine Spur Rücksicht! Du erzählst, wie taktlos der eitelhafte Kerl von einem Kastik hier renommiert hat, bringst den alten Farrnheim dadurch in Harnisch, daß Du ihm mitteilst, wie jener offen von seinen Schulden sprach, stellst ihm vor, wie unwürdig es wäre, daraufhin seine einzige Tochter so zu verschachern, sagst ihm, daß wir alle einen solchen Schritt sehr verurteilen müßten u. s. w. Dann bringst Du ihm bei, daß ihr ja jetzt, wo das Gut so vorteilhaft verkauft ist, heiraten könntet, daß er zu Euch ziehen muß, und anderes mehr. Kurz, bis abends die Gäste kommen, hast Du alles ins Reine gebracht, und beim Fest wird Eure Verlobung öffentlich verkündet.

— Ich aber übernehme es, Dir die Bahn freizuhalten. Ich nehme den Kastik auf mich und garantiere Dir, daß er vor abends 9 Uhr nicht auf der Bildfläche erscheint. Ich selbst komme auch erst um 7 Uhr."

„Was hast Du denn vor?"

„Geht Dich nischt an, Schnuteken. Kriegslist gegen Kriegslist. Willst Du tun, was ich Dir vorgeschlagen?"

„Und ob ich es will! Handelt es sich doch um mein größtes Glück."

„Gut, also auf Wiedersehen heute Abend! Ich verlange jetzt auf eine Stunde Urlaub und radle fort."

„Wohin denn?"

„Zum Feind! Adieu!" Damit lief er vor an die Spitze der Kompagnie und sprach länger mit dem als Vorpostenkommandeur bestimmten Major, der zugleich sein Onkel war. Dann ließ er sich eines der mitgeführten Dienstfahrräder geben, und hierauf radelte er schnell wie der Wind davon.

Nach etwa einer Stunde waren die Jäger und Dragoner in ihrem Vorpostengelände angekommen. Kaum, daß sie standen, und noch ehe die Offiziere zu einer allgemeinen Instruktion zusammengerufen waren, sauste Leutnant Schort auf seinem Rade daher. Er hatte zwar einen purpurroten Kopf, allein kein Mensch sah dem strammen Offizier an, daß er in der Gluthitze des Septembernachmittags in kaum 70 Minuten über 22 Kilometer zurückgelegt und noch dazu mit einem bei den gegnerischen Füsilieren stehenden Freund gesprochen hatte.

Jetzt rief es: „Die Herren Offiziere."

Der Major gab den gleich darauf um ihn versammelten Herren die Instruktion über das Beziehen der Vorposten. Zum Schluß bemerkte er: „Es kommt viel darauf an, daß wir noch heute die Ausdehnung des rechten feindlichen Flügels auskundschaften. Ich will daher eine gemischte Patrouille dorthin entsenden, Leutnant Schort und zwei Jäger, alle drei auf Fahrrädern, und Leutnant von Kastik mit zwei Dragonern reiten resp. fahren nach Labdorf, dringen im Perzawald bis auf die Höhen von Auflach vor, und suchen von dort Einsicht in die feindliche Stellung zu erlangen. Wer ist im Rang der ältere von den beiden Herren?"

„Ich, Herr Major", antwortete Leutnant Schort.

„Gut, so übernimmt Schort das Kommando. Die Herren können gleich abgehen."

Ohne auf die beiden Offiziere noch Rücksicht zu nehmen, sprach der Major weiter über dienstliche Verhältnisse. Kastik konnte daher nicht bitten, einen anderen Dragoneroffizier zu entsenden, und Schort rief schnell seine Jäger, setzte sich aufs Rad und fuhr an. Nun mußten Kastik und seine Dragoner eilends nachreiten.

Es war ziemlich weit nach Labdorf. Eine am Rad Schorts vorzunehmende angebliche Reparatur hielt auch auf, und schließlich kam die gemischte Patrouille erst gegen 5 Uhr im Perzawald an. Kastik räsonierte gehörig über die verdammte Patrouille. Aber Schort tröstete ihn: „Wir wollen schnell die Höhen ersteigen und uns kurz umschauen. Dann sind wir in einer Stunde zurück, und Sie können spätestens 6½ Uhr in Farrnheim sein. Ihre Stute hält ja aus."

Jetzt standen sie an den mit Büschen bedeckten Höhen. Nun befahl Leutnant Schort: „Halt! Absteigen. Sie, Herr von Kastik, ersuche ich ebenfalls abzusitzen, jene Höhe dort zu erklettern und sich in der Richtung gegen Markweg umzusehen. Ich klettere hier hinauf und rekognosziere gegen Eiling. In zehn Minuten bei den Pferden und Rädern wieder sammeln. Pferde und Fahrräder nach rückwärts wenden, damit wir keine Zeit verlieren!"

Beide Offiziere kletterten nun auf die ziemlich steilen Höhen. Es vergingen keine drei Minuten, da ertönte rechts, wo Kastik hinaufgestiegen war, ein lautes „Hurra", und es fielen einige Schüsse. Fast gleichzeitig erschien Schort wieder bei den Pferden und Rädern und kommandierte: „Zurück, so schnell Ihr könnt, damit wir nicht auch gefangen werden, wie der Leutnant von Kastik."

„Herr Leutnant solt ich nicht —"

„Das Maul sollen Sie halten, Dragoner. Nehmen Sie das Pferd des Herrn Leutnants an die Hand, und galoppieren Sie zurück."

Der Dragoner gehorchte natürlich und jagte, die Stute Kastiks an der Hand führend, mit den anderen Dragonern voraus, die radfahrenden Jäger folgten nach. In etwa dreiviertel Stunden hatte man die zehn Kilometer zu den eigenen Vorposten zurückgelegt. Unterdessen wurde Leutnant von Kastik von dem Oberleutnant Weber des feindlichen Füsilier-Regiments und dessen Leuten festgehalten und trotz seines Remonstrierens zum Vorpoßengros geführt. Dort mußte er schriftlich bestätigen, daß er gefangen genommen worden war. Dann durfte er wieder zurückkehren.

Er fand aber von seinem Pferd und von den Dragonern nicht eine Spur. Nach Auflach gehen und dort einen Wagen nehmen, konnte er nicht, denn in diesem Dorfe lagen feindliche Ulanen, vielleicht sogar ein Brigadestab. Da blieb nichts übrig, als fluchend auf der staubigen Chaussee die zehn Kilometer zu Fuß zurückzuwandern.

Wütend kam er gegen 8 Uhr abends im Biwak seiner Schwadron an. Diese war aber ebenso wie die Jäger schon ins Quartier nach Farrnheim abmarschiert. Nun mußte er noch fast eine Stunde weiterwandern. Dann kleidete er sich um und eilte ins Schloß.

Er kam gerade recht, als schallende Hochs den festlich erleuchteten Speisesaal durchbrausten, und die Jägermusik einen schmetternden Tusch blies.

„Was ist denn los?" fragte er ziemlich bestürzt den Diener, der ihm geöffnet hatte. „Unser Herr hat soeben die Verlobung der Baronesse Agathe mit dem Jägeroberleutnant Woltar verkündet, Herr Leutnant."

„Mit dem Jägerober — ah, ah, ich verstehe." Darauf machte er kurz Kehrt, sprach kein Wort mehr und verließ schnell das Schloß, ehe ihn jemand aus dem Festsaal bemerken konnte. —

Da drinnen aber gings lustig zu. Die anwesenden Jägeroffiziere und ebenso ihre Kameraden von der Kavallerie gratulierten dem neuverlobten Paar so herzlich, wie selten, denn Jedermann freute sich über das Glück Woltars und gönnte dem renommistischen Baron Kastik den Korb.

Als einer der Herren nach Letzterem fragte, antwortete Leutnant Schort: „Er fiel, wie es scheint, einen feindlichen Hinterhalt, denn geriet bei Auflach in die Gefangenschaft der elften Füsiliere. [illegible] geniert er sich deshalb [illegible] Damit sprach man nie[illegible] ihm. Als später einmal [illegible] Schort einen Augenblick allein zusammen standen, meinte [illegible] lustig:

„Na, Freundchen, unsere Freundschaft hat doch gebüßt!"

„Sie hat mich zum [illegible] Sterblichen gemacht und [illegible] zu stetem Dank verpflichtet."

„So soll es sein. [illegible] sie sich die Hände. [illegible] tat wieder zu [illegible]

„Drum ist es [illegible] anderemal jetzt Du mit bei."

Unsere Schnittmuster-Offerte

Schulkleid mit Bluse und Röckchen. No. 1032.

Die Verwendung von zweierlei Stoff kommt nirgends besser zur Geltung als in der Kinderkleidung, für die das [illegible] dieser auffallende Zug der Mode, besonders geschaffen zu sein scheint. In [illegible]rem Modell besteht das aus zwei [illegible]lants gebildete Röckchen aus gestreiftem Baumwollkrepp und zwar, ohne [illegible] einem Obertheil aus glattem rot[illegible]

angesetzt. Die Verzierung der Bluse bildete ein kleines eingesetztes Lätzchentheil, das niedlich von einer schmalen Spitze umrandet war. Der Verschluß des reizenden Kleidchens, zu dem, außer dem genannten, Stoffe aller Art verwendet werden können, geschieht im Rücken. Gebraucht werden zu dem Schnittmuster, erhältlich in Größen von 6—12 Jahr, 3¼ Yard Material bei 44 Zoll Breite.

Bestellungsanweisung.

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich geschrieben an und schicke den Coupon nebst 10 Cents für jedes bestellte Muster an das

Omaha Tribüne Pattern Dept

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribüne" Coupon

Ich wünsche Muster No.....

.... Zoll Brust- oder Taillenmaß.

(Jahre .... bei Kinderjacken.)

Name .....

No. ..... Straße .....

..... Stadt .....